

Jahresbericht 2017 – 2018: ANUAS-Forschungsstudie

Das Forschungsprojekt beschäftigt sich mit der Frage, wie Angehörige von Mordopfern in Rechtsfindungsprozesse von Polizei, Gericht etc... integriert werden.

- Welche Vorstellungen von Gerechtigkeit existieren?
- Wo können Angehörige Vorstellungen von Gerechtigkeit verhandeln?
- Wie Selbstbestimmt sind Angehörige dabei im Umgang und der Aufarbeitung?
- Wie wird mit einer Traumatisierung von Angehörigen umgegangen?

Angehörige von Mordopfern, werden in der deutsche Gesellschaft nach wie vor nicht als Opfer, sondern von politischer, juristischer und bürokratischer Seite lediglich als Angehörige des Opfers gesehen und behandelt.

Dies hat schwerwiegende Folgen für das Weiterleben und die seelische und körperliche Gesundheit von Hinterbliebenen, die oftmals durch das Geschehene traumatisiert sind und somit ebenfalls zu Opfern der Gewalteinwirkung geworden sind.

Zwischenstand und Zusammenfassung der wichtigsten Erkenntnisse:

Die meisten Menschen, die einen Menschen durch einen Mord verloren haben, verlieren aufgrund ihrer Erfahrungen mit Behörden und Institutionen, den Glauben an das deutsche Rechtssystem und den „deutschen Sozialstaat“.

Wenn sie ihre Erfahrungen teilen wollen, stoßen sie oftmals auf Unglauben.

Angehörige von Mordopfern werden in zweierlei Hinsicht stigmatisiert.

Ein Stigma ruft der Mord an einer Person hervor. Menschen wollen nicht mit Geschichten von Gewalt und Mord konfrontiert sein, da es ihr Bild und Gefühl eines sicheren Lebens und einer sicheren Gesellschaft konterkariert.

Wenn Angehörige von Mordopfern erzählen wie Behörden (Poizei, Gericht, Versicherungen, etc) mit ihren Fällen umgehen, dann wird die Erzählung/ das Narrativ des Sozialstaates angegriffen.

Diese Erzählung des Sozialstaates ist ein Zentrales Element in den Sicherheitsvorstellungen von Menschen... dass dieser Staat gerecht ist und neutral.

Familien können im Umgang und ihren Reaktionen auf den Verlust und den gewalttätigen Tod nicht als einheitliche Gruppe gesehen und behandelt werden.

Ebenso in dem Bedürfniss, wie mit dem Fall und dem Täter umgegangen wird.

Es gibt in einer Familie sehr unterschiedliche Reaktionen, von investigativem Aufarbeiten des Falles und allem was damit zusammenhängt, bis

- zum Schweigen,
- nicht darüber reden wollen,
- Drogenkonsum,
- Rückzug etc...

Es gibt immer einen oder zwei Personen in den Familien, die mehr wissen wollen. Diese unterschiedlichen Positionen können innerhalb der Familie und der Verwandten zu Konflikten führen.

(Personen berichten beispielsweise, dass sie seit dem Mord, Detektive in ihrem eigenen Leben geworden sind, da sie seither alles beweisen und belegen müssten. Ebenso wird berichtet, dass polizeiliche Ermittlungen als mangelhaft empfunden wurden, und man deshalb selbst angefangen habe, zu recherchieren und wichtige Informationen zu finden, um beispielsweise den Fall zu klären.)

Wenn Täter und Opfer sich kannten und in einer Beziehung waren, eventuell Kinder aus der Beziehung entstanden sind, sind Angehörige anderen Prozessen ausgesetzt, als, wenn Täter und Opfer sich nicht kannten.

Es lässt sich ein Widerspruch erkennen zwischen psychologischen Standards und rechtlich legalen und bürokratischen Standards.

(Zum Beispiel: Personen, die sich einer Traumatherapie unterzogen haben, können als Zeugen als unglaubwürdig eingestuft werden, da Traumatherapie sich auf imaginative und kognitive Prozesse stützt)

Nach dem Mord müssen aufgrund der staatlichen Einflussnahme alle Erzählungen, Erinnerung, auch die eigene Lebensgeschichte der Kausalität der Rechtsfindung und Rechtsprechung angepasst werden.

Hierbei empfinden Angehörige oftmals das Gefühl, dass eine bestimmte normierte Erzählung entsteht.

Nach Verhören, Zeugenaussagen etc... gibt es keinen Ort mehr, wo Familien ihre Version der Geschichte erzählen können, bzw. das Recht auf eine Rechtfertigung haben.

Der Austausch von Erinnerungen etc... findet dann lediglich im Privaten statt, oder an Orten wie beispielsweise dem ANUAS e.V. eventuell auch in der Therapie.

Trauer ist etwas sehr intimes und privates, wird aber im Fall eines Mordes zum Gegenstand öffentlicher Diskussion und Begutachtung.

Umgang mit Traumatisierung

Trauma kann durch das Gefühl der absoluten Ohnmacht und existenzieller Bedrohung ausgelöst werden.

Selbstbestimmung und Kontrolle über das eigene Leben wiederzuerlangen hilft der Selbststärkung und einem Heilungsprozess.

Allerdings:

Das wird zwar im traumatherapeutischen Diskurs hervorgehoben, findet aber in den realen Fällen aufgrund komplexer Beziehungen von Individuen mit Bürokratie, Staat und Medizin meistens nicht statt.

Speziell in langen Ermittlungsverfahren von Mordfällen und im behördlichen Umgang mit den Angehörigen wird oftmals nicht berücksichtigt, dass man hier mit traumatisierten Menschen umgehen muß.

Dieser Umgang erfordert ein spezielles Fachwissen und Empathie.

Jenen Familien und Angehörigen wird in den Verfahren keine Kontrolle über ihr Leben zurückgegeben, Bedürfnisse und Selbstbestimmung sind nicht die Kernpunkte, die in der Betreuung berücksichtigt werden, sondern es wird im Gegenteil Kontrolle über sie und ihre Leben ausgeübt und somit eine oftmals kaum zu ertragende und retraumatisierende Realität erzeugt.

Bürokratische Prozeduren zwingen die Personen dazu, in der Situation funktionieren zu müssen, eine nachhaltige Versorgung der seelischen und körperlichen Gesundheit wird jedoch nicht gewährleistet.

Daher brechen Menschen oftmals nach den ersten Monaten des schockartigen Funktionierens zusammen, werden krank und kehren nicht mehr an ihre Arbeitsplätze zurück.

Dies hat meistens einen finanziellen Einbruch zur Folge und somit geht auch die materielle Sicherheit verloren.

Selbstbestimmtheit sollte im Zentrum eines jeden Betreuungskonzeptes von Angehörigen in einem Mordfall stehen.

- Was brauchen die Personen?
- Wie kann man schnell Entlastung herstellen? Auch ganz praktisch?
- Wie kann man Zugang zu einer guten rechtlichen Beratung und Betreuung herstellen?
- Wie werden die Angehörigen während des Prozesses betreut?
- Wie wird auf die Bedürfnisse einer Täter Opfer Begegnung eingegangen? Einige Menschen wollen diese, andere nicht. Wer betreut dieses Überlegungen und bereitet vor und nach?

Umdenken im Umgang mit Traumatisierung

Zeit, umzudenken und in Bezug auf Traumatisierungsprozesse einen radikalen Veränderungsprozess in Theorie und Praxis andenken.

Traumaforschung darf nicht weiter als reine Krankheitslehre entwickelt werden. Individuelles Leid anzuerkennen und zu verstehen kann und muss auch anders als nur durch die Optik eines Mediziners geleistet werden.

Kontextuelle, soziale Unterschiede dürfen nicht länger übertüncht und vereinheitlicht werden, sondern müssen im Gegenteil herausgehoben werden.

Biographien unterscheiden sich.

Die Gruppe der Angehörigen ist sehr divers, und auch Experten (Richter, Anwälte, Bürokraten, Ärzte) sind im Umgang mit Angehörigen nicht neutral, sondern bringen selber einen politischen, sozialen etc... Hintergrund mit.

Wir brauchen Rahmentheorien, die uns erlauben, diesen Differenzen wirklich Rechnung zu tragen.

Nicht zuletzt muss begriffen und in nachhaltige Praxis übersetzt werden, dass verursachte Traumatisierungen immer Teil des sozialpolitischen Prozesses bleiben.

Ihre Verarbeitung, ihr potentieller Krankheitswert, der mit ihnen verknüpfte Diskurs über Trauma als Stigma oder Auszeichnung, sind auf den gesamtgesellschaftlichen Prozess bezogen und werden durch diesen bestimmt.